

Einiges über die Bevölkerung Süditaliens

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **67 (1958)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach eingehender Beratung wurde den Frauen mitgeteilt, das Kleinvieh stehe ihnen bis nachmittags halb vier Uhr zur Verfügung, nachher würden sie das Recht auf die Tiere verlieren. Einige der Frauen verzichteten sofort grollend auf die Tiere und begannen, den steilen Weg hinaufzuschreiten; sie blickten nicht ein einziges Mal zurück. Die andern Frauen taten ein paar Schritte auf die Brücke, blieben unschlüssig stehen, verharrten grollend, taten wiederum einige Schritte, bis sie, finsternen Blicks, die Brücke überquert hatten. Dann fanden sie sich widerstrebend bereit, ihre Tiere — es waren mit den Mutterschafen und Ziegen auch einige ent-

zückende Lämmer und Zicklein eingetroffen — entgegenzunehmen.

Manch einer in unserem Land dürfte über die Einstellung der sich auflehrenden Frauen erstaunt sein. Wer indessen das harte, oft unerbittliche Schicksal der süditalienischen Bauern kennt, deckt solchen Ausbruch gepeinigter Seelen mit verstehendem Mitgefühl zu. Damit auch unsere Leserinnen und Leser die Frauen von Gallicianò verstehen, erzählt der nächste Artikel vom Leben der Bauern in Süditalien und davon, wie ihnen zu helfen versucht wird.

EINIGES ÜBER DIE BEVÖLKERUNG SÜDITALIENS



Zeichnung von Hanny Fries, Zürich

Wenn wir an Italien denken, schweifen unsere Gedanken nach Rom, Florenz, Venedig, Ravenna, Siena und andere berühmte Stätten antiker oder italienischer Kultur. Wir denken etwa auch noch an die sonnigen Küsten, an die Fremdenorte. Wessen Gedanken aber durchwandern schon die kahlen Berge und Hügel Süditaliens, die gottverlassenen Dörfer Lukaniens und Kalabriens! Das sind auch heute noch vielfach vergessene Gegenden.

Und doch zählt Süditalien — zu ihm gehören die Abruzzen, die Campagna, Apulien, Lukanien und Kalabrien sowie die Inseln Sardinien und Sizilien — rund 17 400 000 Einwohner, und sein Gebiet beträgt ein Drittel Italiens.

Nur selten führen Strassen in die hochgelegenen Bergdörfer, und wenn ausser der einheimischen Bevölkerung auch noch andere die beschwerlichen

steilen Bergpfade begingen, so waren das vor wenigen Jahren nur die Steuereinzahler, die Agenten der Grossgrundbesitzer, die den Pachtzins einzogen, ab und zu einige Geschichtenerzähler und wandernde Händler und überdies die vom Faschismus in die abgeschiedensten Dörfer Lukaniens oder Kalabriens ins Exil geschickten politischen Verbannten: die sogenannten Konfinierten. Andern fiel es damals nicht ein, in diese Bergdörfer hinaufzusteigen.

Ein solcher Konfinierter war der Maler und Arzt *Carlo Levi*, der über ein Jahr in Lukanien gelebt und, zurückgekehrt, seine Erlebnisse und Eindrücke über jene «in Schmerz und Brauchtum verstrickte, unendlich geduldige Welt, die abseits von Geschichte und Staat liegt» in seinem lebendigen Buch «*Cristo si è fermato a Eboli*» niederschrieb. Das Buch ist unter dem Titel «*Christus kam nur bis*

Eboli» auch in deutscher Sprache im Europa-Verlag Zürich herausgekommen. Die Erzählung Carlo Levis, die ein geradezu surrealistisches Bild des Lebens in jenen weltverlorenen Berggebieten vermittelt, ist von der italienischen Kritik als eines der wichtigsten Prosawerke, die Italien in den letzten Jahren hervorgebracht hat, bezeichnet worden. Ohne Zweifel hat gerade dieses Buch, das in viele Sprachen übersetzt worden ist und besonders in den Vereinigten Staaten Aufsehen erregte, sehr viel dazu beigetragen, dass weiteste Kreise auf das Elend der Bergbauern Süditaliens aufmerksam geworden sind und sich dort inzwischen manches gebessert hat.

Ueber die grossen Anstrengungen, die zu diesen Verbesserungen geführt haben und immer noch führen, gibt uns eine ausgezeichnete Studie unserer Mitarbeiterin *Marion Rothenbach*: «*Un centre de culture populaire dans le sud d'Italie — Etude du milieu social et du travail communautaire*» Auskunft. Marion Rothenbach hat ihre Erhebungen im lukanischen Bergstädtchen Savoia di Lucania als Diplomarbeit der Schule für soziale Studien in Genf gemacht und wochenlang das karge Leben der Bergbauern geteilt. Zudem war sie während dreier Jahre in Italien, vor allem in Süditalien, sozial tätig.

Es ist interessant, die beiden Arbeiten, zwischen denen kaum zehn Jahre liegen, miteinander zu vergleichen und die Verbesserungen und Neuerungen, die in einigen Gebieten beträchtlich sind, andere Gebiete aber noch nicht erfasst haben, festzustellen.

Für manch ein Dorf Süditaliens gilt indessen auch heute noch der Vorwurf Carlo Levis, dass niemand diese Erde berührt habe, es sei denn als Eroberer oder Feind oder als verständnisloser Besucher.

Ja, viele Völker sind über dieses Land dahingezogen; beim Pflügen findet der Bauer immer wieder Zeugen solcher Eroberungen: römische Münzen, Scherben antiker Vasen, Statuetten, Skelette anders gebauter Menschen, Schmuck. Auch in den Dialekten klingen Wörter der verschiedensten Herkunft nach, und in den Familienriten, im Aberglauben, in den Gebräuchen und Sitten, in den Trachten, den Volksliedern finden sich Spuren all jener Völker, die im Laufe der Jahrhunderte mit den Bergbewohnern in Berührung gekommen waren: Spuren der Griechen und Römer, der Etrusker, Sarazenen und Türken, der Goten, Lombarden, Franken und Normannen, der Spanier und Franzosen. Nie waren alle diese Völker als Freunde gekommen, keine menschliche oder göttliche Botschaft war je an diese Armut gerichtet worden.

«Die Bergbauern Süditaliens», so schreibt Carlo Levi, «sind klein, schwarz, mit Rundköpfen, grossen Augen und dünnen Lippen, sie haben mit ihrem archaischen Aussehen weder etwas Römisches noch Griechisches, noch Etruskisches oder Normannisches, noch sonst etwas von andern Völkern, die als Eroberer über ihr Land gezogen waren, sondern sie erinnern an Gestalten von italienischen Ureinwoh-

nern. Ich dachte daran, wie ihr Leben sich in den fernsten Zeiten in ganz gleichen Formen wie heute abgespielt hatte und wie die Geschichte über sie hingeglitten war, ohne sie je wirklich zu berühren. Von den beiden Italien, die nebeneinander in dem gleichen Lande leben, ist das der Bauern sicherlich das ältere, von dem man nicht weiss, woher es stammt; vielleicht war es immer vorhanden.»

Ihre Dörfer und Städtchen haben sie hoch oben auf einem Hügel oder am Hang eines Berges möglichst weit von den Tälern und Ebenen entfernt gebaut, einesteils, um dem Eroberer zu entgehen, zum grossen Teil aber wegen der malariaverseuchten Wasserläufe und Tümpel der Täler. Carlo Levi ist dieser grausamen Geissel der schon genug geplagten Bergbevölkerung, der Malaria, auf Schritt und Tritt begegnet.

«Die Malaria ist hier unten», so stellte er fest, «eine viel schlimmere Geissel als man sich vorstellen kann; sie befällt alle und dauert, da sie schlecht behandelt wird, das ganze Leben lang. Die Arbeit wird dadurch behindert, die Rasse geschwächt und entkräftet, die kleinen Ersparnisse werden aufgezehrt; daraus entsteht die schlimmste Armut und hoffnungslose Sklaverei. Um sie auszurotten, bedarf es gewaltiger Arbeiten: man müsste die Flüsse, die Bäche fassen, die Berghänge wieder aufforsten und überall tüchtige Aerzte einsetzen.»

Das war vor zwei Jahrzehnten.

Heute ist die Malaria in Süditalien dank den Besetzungsmächten und der Rockefellerstiftung gänzlich verschwunden. Die Dörfer blieben aber auf den Hügeln stehen, viele Stunden von der Ueberlandstrasse, von der nächsten Bahnstation entfernt, nur über mühsame, steinige, im Winter kaum begangbare Pfade erreichbar. So leben denn auch heute noch viele Dörfer in völliger Abgeschiedenheit. Vor dem Dorfe breitet sich, ohne dass irgend etwas sich dem Blick entgegenstellt, die Unendlichkeit der dünnen, welligen Lehmhügel aus, ohne ein Zeichen menschlichen Lebens, unermesslich bis in die fernste Ferne, wo sie sich im weissen Himmel aufzulösen scheint.

In diesen weltfremden Dörfern lebten die Bauern und die wenigen Handwerker neben den Signori, den Herren, ihr eigenes mühsames und ergebendes Leben. Das Verhältnis zwischen den Signori untereinander und jenes zwischen den Signori und den Bauern hat Carlo Levi zu scharfen Worten veranlasst. Sehr bald hatte er festgestellt, dass die tüchtigen Signori nicht im Bergdorf bleiben, sondern in die Städte strömen. «Im Bergland bleibt nur der Ausschuss, diejenigen, die gar nichts können, die Unfähigen, die Faulen; durch Langeweile und Gier werden sie bösartig. Diese degenerierte Klasse muss, um leben zu können — die kleinen Güter werfen nichts ab —, die Bauern beherrschen und sich im Lande Stellen sichern, die etwas einbringen. Es ist also eine Frage auf Leben und Tod, die Macht persönlich in Händen zu haben, selber oder durch

Verwandte oder Gevattern an den Kommandostellen zu stehen. Daher der fortwährende Kampf, um die so notwendige und ersehnte Macht an sich zu reißen, sie den andern wegzunehmen. Dieser Kampf wird durch die Enge der Umwelt, den Müsiggang, die Verbindung von privaten und politischen Motiven endlos und brutal.»

Eine weitere Geissel der Bauern waren bis vor kurzem auch die Grossgrundbesitzer. Carlo Levi erzählt von einem der reichsten Gutsbesitzer, einem Baron: «Er besass unendlich grosse Ländereien und fuhr auf seinem Motorrad herum, um von den Pächtern das Geld für die Ernte einzukassieren und die fälligen Schulden von seinen Bauern einzutreiben, Schulden, die sie im Laufe des Jahres machen, um existieren zu können und die meistens höher sind als der ganze Jahresertrag, so dass sie immer anwachsen und jede Hoffnung auf eine bessere Zeit verschlingen.»

Und die Bauern? Levi liebt die Bauern. Sie begegnen ihm, dem Verbannten, mit brüderlichem Mitgefühl.

«Diese passive Brüderlichkeit, dies gemeinsame Leiden, diese resignierte, allgemeine, jahrhundertealte Geduld ist das tiefe Gemeinschaftsgefühl der Bauern, ein nicht religiöses, aber natürliches Band. Sie besitzen nicht das, was man politisches Bewusstsein zu nennen pflegt, und können es auch gar nicht besitzen; denn sie sind, in jedem Sinn, Heiden und keine Staatsbürger: die Götter des Staates

und der Stadt können hier zwischen diesen Lehmhügeln nicht angebetet werden, wo der Wolf und der uralte schwarze Eber herrschen, wo keine Wand die Menschenwelt von der Tier- und Geisterwelt trennt, ebensowenig wie das Laub der Bäume getrennt ist von ihren dunklen, unterirdischen Wurzeln. Sie können nicht einmal ein richtiges Individualitätsbewusstsein besitzen, hier, wo alles von gegenseitigen Einflüssen abhängt, wo jedes Ding eine unmerklich wirkende Macht hat und wo es keine Grenzen gibt, die nicht von magischen Einflüssen durchbrochen werden. Sie leben versunken in einer Welt, wo die Grenzen verfließen, wo sich der Mensch nicht von seinem Boden, von seinem Tier, von seiner Malaria unterscheidet, wo es weder die von den Literaten, die das Heidentum zurücksehnen, gepriesene Glückseligkeit gibt, noch die Hoffnung, die doch immer auch ein individuelles Gefühl ist, sondern nur die dumpfe Passivität einer leidenden Natur. Lebendig ist in ihnen das Gefühl eines gemeinsamen Schicksals und einer gemeinsamen Ergebung. Es ist ein Gefühl, kein Bewusstseinsakt; es drückt sich nicht in Reden oder Worten aus, sondern ist in jedem Augenblick, in jeder Lebensäusserung, in all den gleichen Tagen enthalten, die über diese Wüsten dahinziehen.»

Heute hat sich auch im Verhältnis zwischen den Signori und den Bauern sehr vieles durch die Agrarreform und den Kampf gegen das Analphabetentum grundlegend geändert. Doch auch heute



Zeichnung von Hanny Fries, Zürich

noch trennt keine Wand die Menschenwelt von der Tier- und Geisterwelt.

Denn trotz den Neuerungen sind viele der Häuser der Bauern auch heute noch gleich wie sie Carlo Levi beschrieb. Sie bestehen aus einem einzigen Raum, der als Küche, Schlafzimmer und sehr oft auch als Stall für die kleinen Haustiere dient, wenn es dafür nicht neben dem Haus eine Hütte gibt, die im Dialekt mit einem griechischen Wort als «catoico» bezeichnet wird. Auf der einen Seite ist der Kamin, in dem mit einem bisschen Reisig, das man jeden Tag von den Feldern mit heimbringt, gekocht wird; Wände und Decke sind rauchgeschwärzt. Das Licht kommt durch die Tür herein. Der Raum ist fast ganz ausgefüllt von einem riesigen Bett, das viel grösser ist als ein gewöhnliches Ehebett: in ihm muss die ganze Familie, Vater, Mutter und alle Kinder, schlafen. Die Kleinsten haben, solange sie gestillt werden, das heisst, bis sie drei oder vier Jahre alt sind, kleine Wiegen oder Körbe, die an Stricken von der Decke hängen und etwas oberhalb des Bettes schweben. Unter dem Bett liegen die Tiere. Der Raum ist so in drei Schichten aufgeteilt: auf dem Fussboden die Tiere, auf dem Bett die Menschen und in der Luft ihre Säuglinge.

Und auch heute noch ist die Welt des süditalienischen Bauern mit Geistern, Dämonen und Kobolden belebt; er ist durch und durch ein homo divinus, ein magischer Mensch.

Der Frau fällt der grösste Teil der Arbeit zu. Sie ist am Morgen die erste und abends die letzte. Neben der harten Feldarbeit bereitet sie die einfachen Mahlzeiten für die Familie zu und sorgt für die Vorräte des Winters. Sie bäckt das Brot, und bevor sie es in den Ofen schiebt, schlägt sie darüber das Kreuz. Sie ist es auch, die den Ziegen- oder Schafkäse zubereitet, das Fleisch trocknet, Tomaten für den Winter einkocht, Pfirsiche konserviert, Oliven in Oel legt, Pfefferfrüchte und Feigen trocknet. Wird ein Schwein geschlachtet, stopft sie die Würste und stellt aus dem Schweinefett die für den Haushalt nötige Seife her. Im Winter spinn sie auch die Schafwolle. Sie ist es auch, die mit allerlei Zaubersprüchen versucht, Krankheit und Unfall vom Hause fernzuhalten, das Kind vor dem bösen Blick zu bewahren, sie ist die Hüterin der uralten heidnischen Riten und der hohen kirchlichen Feste, sie ist es, die in ihr «Ave Maria» und ins «Paternoster» seltsame Beschwörungen und Zaubersprüche mischt; denn für sie und ihre Familie gehören Kirche und Aberglauben zum selben magischen Kreis.

Das Stückchen Land, das der Bauer bebaut, liegt oft zwei bis drei Wegstunden vom Ort entfernt. Er steht in der Dunkelheit auf, damit er früh aufs Feld gelange. Manchmal bleibt er auch über Nacht dort, um sich den weiten Weg zu ersparen und Zeit für die Feldarbeit zu gewinnen. Nie hört man ihn singen. Ueber Tag stossen Frau und Kinder zu ihm und helfen ihm, abends gehen sie den weiten Weg wieder heim.

Doch nicht alle Bauern bleiben im Lande; viele wandern aus: nach Uebersee, vorwiegend nach Südamerika. Diese Auswanderung bringt oft schwere soziale Probleme. Der Auswanderer lässt seine Familie zurück mit dem Gedanken, sie später nachkommen zu lassen; er verdient aber im neuen Land viel zu wenig, und die Familie bleibt getrennt. Manchmal hört sie nichts mehr von ihm. Manchmal aber kommt einer nach Jahren zurück. Die Jahre der Fremde haben sein inneres Wesen nicht merklich berührt, doch ist er wacher geworden. Er nimmt im Heimatdorf das schwere Schicksal wieder auf sich, nicht mehr ganz so ergeben wie früher, vielleicht baut er sich — im Gegensatz zu den Daheimgebliebenen — ein etwas grösseres Haus, vielleicht mit zwei, vielleicht mit drei Räumen und, wenn es gut geht, mit einem kleinen Balkon. Fortan wird er in seinem Dorf einfach «der Amerikaner» genannt. Scheinbar ist von seinem Amerikaaufenthalt nichts zurückgeblieben und doch... er blickt um sich, er vergleicht...

Neuerdings arbeiten auch ungefähr vierzigtausend Südtaliener bei Landwirten in der Schweiz. Wenn sie heimkehren, werden auch sie sich umsehen, vergleichen, nachdenken.



Zeichnung von Hanny Fries, Zürich

Es war deshalb höchste Zeit, dass sich der Staat ernsthaft um Süditalien zu kümmern begann. Einen grossen Schritt vorwärts bedeutete die Agrarreform des Jahres 1950. In ihrem Rahmen hat der Staat die grossen Latifundien, die ausgedehnten Grossgrundbesitze mit niedriger Entschädigung expropriert, das Land mit einheimischen, gut bezahlten Kräften melioriert, in Parzellen aufgeteilt und auf jede Parzelle ein kleines Haus für eine Familie gebaut. Diese Parzellen samt dem Haus werden den Bauern zu sehr grosszügigen Bedingungen übergeben: Der Bauer bezahlt innerhalb von dreissig Jahren dreissig Prozent der Ausgaben, die dem Staat durch die Melioration und den Bau des Hauses erwachsen sind. Den Landkauf und die restlichen siebenzig Prozent trägt der Staat. Vom ersten Tag an wird der Bauer Besitzer der Liegenschaft. Welch eine unschätzbare Hilfe!

Zudem verfügt die staatliche «Cassa del mezzogiorno» seit einigen Jahren jährlich über mehrere Milliarden Lire für dringende Arbeiten in Süditalien, zum Beispiel für den Bau von guten Strassen für den Autobusverkehr, die nach und nach bis hinauf in die Dörfer führen sollen, für den Bau von Kraftwerken, für die Elektrifizierung, für Wasserlaufkorrekturen, für die so notwendige Aufforstung, das Anlegen neuer Brunnen, für Länderzusammenlegungen und anderes mehr.

Wo die Mittel der Cassa nicht ausreichen, gibt es noch die Möglichkeit, dass das Arbeitsmini-

sterium gewisse Arbeiten sozusagen als Arbeitsbeschaffung für die einheimische Bevölkerung übernehmen kann, obwohl auch für die übrigen staatlichen Arbeiten vorwiegend die Bewohner der Gegend herangezogen werden. Das bringt Verdienst in die Familien, da nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen auf den Arbeitsplätzen erscheinen und dort die gleiche schwere Arbeit verrichten. Dieser Einsatz einheimischer Arbeitskräfte bringt aber nicht nur Verdienst in die Dörfer, sondern interessiert die Bevölkerung unmittelbar an den Verbesserungen und zieht sie aus der jahrhundertalten Isolierung in ein Gemeinschaftswerk, an dem sie, jeder Einzelne, dank der Zusammenlegung aller Kräfte, Wesentliches beitragen kann. Weitere wichtige Schritte zur Weckung und Stärkung des Gemeinschaftsgefühls bilden der Kampf gegen das Analphabetentum sowie die Schaffung von Volksbildungszentren, auf die wir in einem gesonderten Artikel näher eingehen.

Die Evolution in Süditalien steht indessen immer noch in ihren Anfängen. Es bleibt sowohl für den italienischen Staat als auch für die private Initiative noch ungeheuer viel zu tun in jenem abgelegenen Land, das vor kaum zwei Jahrzehnten noch vergessen war. Erst ein kleiner Teil der weiten Gebiete hat von den Verbesserungen gewinnen können; unzählige Dörfer sind davon noch unberührt geblieben. Solch ein Dorf ist auch Galliciano.

VOLKSBIKDUNGSZENTREN IN SÜDITALIEN

Unsere Mitarbeiterin Marion Rothenbach hat uns in freundlicher Weise ihre Diplomarbeit für die Schule für soziale Studien in Genf: «Un centre de culture populaire dans le sud d'Italie — Etude du milieu social et du travail communautaire» als Unterlage für den nachfolgenden Artikel zur Verfügung gestellt. Ihre Erhebungen in Süditalien gehen auf das Jahr 1952 zurück.

Die Redaktion.

Das Analphabetentum ist ein Weltproblem; denn zwei Drittel der Bevölkerung unserer Erde können weder lesen noch schreiben. Die Zahl der Analphabeten ist besonders hoch in Asien, doch auch in den südlichen Ländern Europas und im Balkan ist der Prozentsatz der erwachsenen Analphabeten beträchtlich. In Süditalien beträgt ihr Anteil je nach Provinz 36 bis 48 Prozent, nicht eingerechnet die verhältnismässig hohe Zahl der Halbanalphabeten.

Wohl datiert das Gesetz des Unterrichtsobligatoriums für ganz Italien schon von 1871; dieses Gesetz blieb aber in Süditalien ohne nennenswerte An-

wendung. 1906 sah ein Spezialgesetz sowohl Tageschulen als auch Abendschulen für Süditalien vor. Das Gesetz befand sich in Kraft, doch fehlten die Mittel, es blieb bei einigen erfolglosen Anfängen; dann brach der Erste Weltkrieg aus, und die Verhältnisse in Süditalien blieben dieselben wie seit Jahrhunderten.

Erst 1923 erinnerte man sich in Rom wieder der Analphabeten Süditaliens. Durch Regierungdekret wurde ein Plan für den Schulhausbau in jenen Dörfern mit dem höchsten Prozentsatz an Analphabeten geschaffen und mit viel Energie und Idealismus mit der Verwirklichung begonnen. Der Kampf